

Schweizerisch-ungarische Spiegelungen¹

Ein junger Schweizer blickt im Jahre 1933 vom Gellértberg auf die ungarische Hauptstadt und ist begeistert:

[...] wie weit und wie breit ist dieses Pest [...]. Und wie hold liegt die Margaretheninsel in der Donau, mitten in der Stadt als ein unberührtes Idyll! Und dann die schlanke Kuppel, die Türmchen darum und die Bögen, welche stumm und versonnen aufragen am Fluß: als stolzes Parlament eines gedemütigten Reiches, als Denkmal alles Verflissenen, was die Ungarn nicht vergessen können! [...] Margaretheninsel! So habe ich mir schon immer das Paradies vorgestellt: mit weichem Hellgrün und roten Tennisplätzen darin, mit urwüchsigem Gebäud und einem Bänklein darunter, weiß gestrichen, und dann etwas Armverschlungenes darauf und statt der Schlange ein angebundenes Hündchen. Dreißig Filler kostet der Eintritt, wenn man den anderen in die Seligkeit schauen will.²

Etwa zur gleichen Zeit kommt ein nicht mehr so junger, nicht mehr so begeisterungsfähiger Budapester Schriftsteller nach Zürich. Er schreibt:

Die Menschen hier sind ungemein ehrlich. Den Mantel, den ich auf einer Bank liegengelassen habe, bringt man mir nach. Wenn ich etwas kaufe, brauche ich das Geld nicht zu zählen. Man gibt nie zu wenig Retourgeld. Das beruhigt. Allerdings auch nie zu viel. Das ist enttäuschend. [...] Hier möchte ich krank sein und sterben. Leben jedoch möglichst anderswo. [...] Ich packe ja schon meine Siebensachen. Nehme Abschied von diesem geschrubbten, gekämmten, wunderbaren Paradies. Zugegeben, es ist großartig. Derjenige aber, der meinen schweren, komplizierten Beruf ausübt, braucht mehr Unordnung und – mit Verlaub zu sagen – mehr Dreck.³

Ist es ein Zufall, daß beide Autoren das Wort „Paradies“ gebrauchen und sozusagen als Gegenpol dessen auf das Geld zu sprechen kommen? Wohl kaum, geht es doch beiden um die Suche nach einem Ideal und den Kontrast zwischen diesem Ideal und der Wirklichkeit in der eigenen Welt.

Den jungen Schweizer zieht es in die Ferne, zwar nicht so radikal wie einst die Reisläufer oder einige Jahre zuvor den „kuriösen Dichter“ Hans Morgenthaller, der mit den Worten „Paradies ist – wo ich keine Gesetze kenne“ von Asien schwärmt. Unser Schweizer macht nur eine Europareise zur Entdeckung der Größe, die in jenem Kleinstaat angeblich so rar sei. Der Schwärmer will das Paradies auf der Margaretheninsel entdecken – doch spätestens mit dem letzten Satz über dreißig Fillér Eintritt kommt er (und mit ihm der Leser seiner „Ungarischen Skizzen“ in der *Neuen Zürcher Zeitung*) auf den Boden der Realität zurück.

Der Ungar, erfahrener Reisender, angesehener Schriftsteller und Publizist, sucht auch das Paradies auf Erden. In der Heimat findet er es nicht, die Eidgenossenschaft sei, stellt er fest, im Vergleich zu Ungarn schon das Paradies selbst, doch er relativiert dies gleich mit resignierter Ironie, indem er die unverhüllt neidvolle Berichterstattung mit einem Bekenntnis zur Unordnung und mit dem leisen Vorwurf der Sterilität an die Adresse der Schweiz abrundet.

* * *

Die beiden Autoren, deren Texte private und öffentliche Selbstreflexion mit Beobachtung und vorsichtiger Bewertung der Situation der anderen vereinen, Introversion und Extroversion zugleich verkörpern, Spiegelungen von beiderseitigem Interesse enthalten, heißen Max Frisch und Dezső Kosztolányi. Sie sind Kronzeugen der schweizerisch-ungarischen Beziehungen, von denen in diesem Vortrag die Rede sein wird – unvermeidlich skizzenhaft, denn der Bogen spannt sich über mehr als tausend Jahre, von St. Gallen, wo unsere Ahnen 926 mit dem etwas einfältigen Pater Heribaldus im Klosterkeller bei Wein so ausgelassen gefeiert hatten, bis zum heutigen Tag.

Die ersten Jahrhunderte der Kontakte standen im Zeichen der Christianisierung in Ungarn, an der sich Geistliche aus heutigen Schweizer Gebieten stark beteiligten. Es entfalteten sich allmählich Beziehungen in Handel, Wirtschaft und Diplomatie, immer häufiger verknüpft mit kulturellen Aspekten. Die zuverlässigsten Informationen über den Freundschaftsvertrag von König Matthias Corvinus und der Eidgenossenschaft im Jahre 1479 (als wir beide noch Großmächte waren) verdankt man beispielsweise der literaturgeschichtlich bedeutsamen Chronik des Luzerner Ratsherrn Melchior Russ, den Matthias 1488 zum Ritter schlug.

In der Epoche des Humanismus machten sich nicht mehr nur Geistliche, Kaufleute und Politiker auf die Reise, sondern auch Künstler und Gelehrte, unter ihnen der berühmt-berüchtigte Arzt Paracelsus, der ein so reges theoretisches Interesse für den Tokajer Wein zeigte, daß er ihn unbedingt an Ort

und Stelle studieren wollte. Das erhoffte Gold fand er im edlen Saft schließlich nicht; von anderen Vorzügen des Tokajers konnte er sich während seiner Ungarnbesuche bestimmt überzeugen.

Die religiösen Beziehungen nahmen inzwischen – dank der Reformation – neue Ausmaße und Formen an. Daß der Protestantismus in Ungarn sich eindeutig an helvetischen Vorbildern orientierte, ist bekannt, man kennt den Fall der Galeerenhäftlinge, bei dem die Schweizer Hilfsbereitschaft sich einmal mehr großartig bewährte, man hat von persönlichen Kontakten der Kirchenführer, von Übersetzungen wichtiger theologischer Werke (so etwa der *Institutio* Calvins durch Albert Szenczi Molnár im Jahre 1624) und Spenden zu Kirchen- und Schulbauten gehört (zum Beispiel nach dem großen Brand in Debrecen 1728). Es dürfte weniger bekannt sein, daß gelegentlich auch Schweizer in Ungarn kollektierten, wie Karl Liffort aus Genf Ende des 16. Jahrhunderts – und zwar, man höre und staune, nicht ohne Erfolg.

Von den reichen protestantischen Beziehungen der beiden Länder soll hier nur noch eine einzige Episode hervorgehoben werden, die Ungarnbesuche des Theologen Karl Barth. Er hielt sich 1936 und 1948 in unserem Land auf. Beide Male hörten seinen Predigten und Vorträgen Massen zu, er wurde (zu Recht) als der größte lebende Theologe gefeiert und in Sárospatak zum Ehrendoktor ernannt – doch er ließ sich von den Ehrungen nicht blenden, er beobachtete die Verhältnisse im Gastland sehr genau. Im Jahre 1948 sprach er sich (in der gegebenen Situation nicht unlogisch) gegen eine Abkapselung der ungarischen Kirche aus, man könne doch bestimmt einen Modus vivendi mit den neuen Machthabern finden. Dann folgte die herbe Enttäuschung. Barth sah sich 1951 zu jenem Brief an Bischof Albert Bereczky gezwungen, der leider bis heute nicht an Aktualität eingebüßt hat:

Sehen Sie, lieber Herr Bischof, da muß ich nun auf die Länge eben doch wieder an meine erste Ungarnreise im Jahre 1936 denken, auf der ich mich nicht genug verwundern konnte, in welchem Maß die dortigen Reformierten imstande waren, in der 'Stephanskronen', im Kampf gegen den Vertrag von Trianon und für das gute ungarische Recht gegen Tschechen und Rumänen, in ihrer geschichtlichen Sendung als Vorkämpfer des christlichen 'Westens' (!) ohne weiteres die causa Dei et ecclesiae zu erblicken. Und dann frage ich mich: Geht es denn im reformierten Ungarn gar nicht anders als jedesmal in so hundertprozentiger Konkordanz mit dem jeweils herrschenden Regime? Wie kommt es, daß Sie jetzt den 'Sozialismus' – als ob es da nicht die geringste Frage gäbe – auf Ihre Fahne (die Fahne der Kirche Jesu Christi!) setzen können? Mit Einschluß der propagandistischen Anmaßung, als ob unter 'Sozialismus' im Himmel und auf Erden gerade nur das verstanden werden könne, was in Ihrem Lande und überhaupt im Ostblock jetzt so heißt?⁴

Doch zurück zum 16. Jahrhundert, als die protestantischen Schweizer Hochschulen (mit Basel an der Spitze) eine zentrale Rolle im europäischen Geistesleben zu spielen begannen. Sie wurden fast von Anfang an auch von Studenten aus Ungarn (künftigen Theologen, Medizinern, Naturwissenschaftlern) besucht, die – wie man es damals zu sagen pflegte – Weisheit einkaufen wollten, um sie dann in der Heimat fruchtbar zu machen. Diese Kontakte bestanden mit kleineren Unterbrechungen bis zum zweiten Weltkrieg. Allein das theologische Alumneum Basel beherbergte zwischen 1894 und 1944 mehr als hundert Studenten aus Ungarn.

Die genaue Erforschung des Universitätsbesuchs ist in erster Linie natürlich für uns Ungarn von Bedeutung. In erster Linie, aber nicht ausschließlich. Denn so manche Beobachtung und Aufzeichnung der „Studiösi“ kann gewiß auch zur Selbsterkenntnis der Schweizer beitragen, so etwa das Tagebuch von Ferenc Pápai Páriz, der von 1673 bis 1675 in Basel studierte. Darin liest man begeisterte Berichte darüber, wie Anatomieprofessor Glaser eine geköpfte Kindermörderin acht Tage lang öffentlich seziierte, und wie Pápai selbst, schon in Schaffhausen, nach einer angenehmen Wanderung in der Umgebung Hunde und Katzen zerlegte. Man kann auch eine Beschreibung des Basler Erdbebens am 16. Dezember 1674 sowie der Doktorprüfung Pápais und des Festes danach im Tagebuch finden und erfahren, daß dem Pedellen nach dem Fest vier Taler gegeben werden mußten; die Gesamtkosten der Doktorprüfung beliefen sich auf mehr als 55 Taler – Wissenschaft war halt nie ein billiger Spaß.

Pápai veröffentlichte ferner, dem Usus der Zeit entsprechend, die Begrüßungsgedichte seiner Freunde anlässlich der Verteidigung. Griechische, lateinische, französische, ungarische und deutsche Verse sind im Band vereint; ein Landsmann gratuliert ihm aus dem Berner Spital, seine Schweizer Professoren ermuntern den frischgebackenen Doktor, das in Basel erworbene Wissen bald in den Dienst seines Vaterlandes zu stellen (und folglich eh nicht in der Schweiz zu bleiben), und ein ehemaliger Schulkamerad, Mihai Halici aus Karánsebes, begrüßt ihn – *horribile dictu* – in einem tadellosen zehnzeiligen rumänischen Gedicht.

* * *

Die Intensivierung der schweizerisch-ungarischen Kulturbeziehungen im 19. Jahrhundert geht vor allem auf die Entwicklung des internationalen Fremdenverkehrs zurück. In den Fußstapfen der englischen Aristokraten, die sich an der Natur laben, die Gebirgsidylle kennenlernen und die Geheimnisse der Käseherstellung eruieren wollten, bevölkerten nun auch Ungarn die eidgenössischen Straßen und Bergpfade. Der erste, István Sándor, traute sich nur anonym über seine Schweizerreise im Jahre 1791, die Besteigung des Gotthard und andere touristische Heldentaten zu berichten – Wien sah ja solche Eskapaden (zu einer Zeit, als gerade der ausländische Universitätsbesuch verboten werden sollte) sehr ungern; wo kommen wir hin, wenn die Ungarn mit eigenen Augen sehen, was in der Welt passiert?

Mit der Zeit setzte man sich einfach über das offizielle Mißfallen hinweg. Wer es sich leisten konnte, machte sich auf den Weg nach Westeuropa, und ein Besuch in der Schweiz durfte dabei nicht fehlen. Die Mitglieder der Generation, die bald das politische Geschehen bestimmen sollte, Gregor Berzeviczy, Ferenc Toldy, Bertalan Szemere, Ágoston Trefort, Ferenc Pulszky und andere, führten während der Reise eifrig Tagebuch, um die Erlebnisse und Erkenntnisse auch der Öffentlichkeit kundzutun. Ihr Interesse erstreckte sich schier auf alles, auf die Institutionen der Demokratie und die Gefängnisse, die Erziehung (man ging zu Pestalozzi nach Yverdon und zu Fallenberg nach Hofwyl) und die Technik, die schlanke Eisenbrücke in Fribourg und die Dampfschiffe auf dem Vierwaldstätter See. Die touristischen Sehenswürdigkeiten zogen die Männer auch an, die Besichtigung des Rheinfalls galt fast als eine Pflichtübung. Szemere zeichnete wörtlich auf, wie ein Cicerone 1837 auf dem Vierwaldstätter See die Tell-Sage erzählte.

Polixéna Wesselényi (nebst der Pädagogin Therese Brunswick die einzige Frau unter den Reisenden) hielt demgegenüber nichts von Fremdenführerkli-schees. Dem Schiffer, der sich über Byron ausließ – „monsieur le Milord qui était un grand poète“⁵ habe den Sturm besonders gern gehabt und den See ausgerechnet von seinem Schiff aus stundenlang mit düsterem Blick betrachtet – gab sie fünf Taler, damit er den Quatsch keinem Reisenden mehr erzähle. „Ob ich den Schiffer dafür gewinnen konnte, diese meine menschenfreundliche Ansicht zu teilen, weiß ich allerdings nicht“⁶ bemerkte sie.

Polixéna Wesselényi ist nicht nur ihres vorzüglichen Stils wegen die interessanteste Person unter den Reisenden. Ihr dient der Auslandsaufenthalt nicht als Vorbereitung auf eine politische Karriere, sie will wirklich sehen, erleben, sie beobachtet Details, die ihren männlichen Kollegen entgehen. „Die Kleidung der Genferinnen ist hübsch, einfach, nach der Pariser Mode, wenn auch etwas kleinstädtisch anmutend“, schreibt sie unter anderem, „ihre Manieren sind stramm, sie scheinen die gesellige Leichtigkeit zu entbehren; hübsche Kindermädchen führen oder tragen die sauber gewaschenen Kinder hinter ihnen her.“⁷ Die Männer seien ebenfalls einfach und sauber gekleidet, auch stramm, ernst, den Frauen gegenüber höflich. Es gefällt der sonst sehr kritischen Dame (die geldgierigen Bergleute nennt sie einmal gar „die mißbratenen Söhne Wilhelm Tells“⁸), daß nach den Theateraufführungen nicht bunte Kutschen, sondern Diener mit Laternen auf das Genfer Publikum warten. Sie selbst geht auch ins Theater; die Leute hören dort, berichtet sie, sehr aufmerksam zu, „sehen kann man nämlich nicht viel, so ökonomisch wird der Saal beleuchtet.“⁹

Die Krönung der Reisen von Ungarn in die Schweiz im Vormärz stellen zweifelsohne die fünfzehn Monate dar, die Franz Liszt 1835-1836 in Genf verbrachte. Während dieser Zeit schuf er den berühmten Klavierzyklus *Années de Pèlerinage, Première Année, Suisse* mit Teilen wie *Die Kapelle von Wilhelm Tell*, *Am Wallenstätter See*, *Pastorale*, *Heimweh* und *Die Glocken von Genf*. Der allgemein übliche deutsche Name des Zyklus ist *Wanderjahre*, wir sagen, ebenfalls

auf Goethe anspielend, auch im Ungarischen *Vándorévek*, obwohl der Ausdruck „Pilgerjahre“ – „Zarándokévek“ – den Intentionen des Komponisten und dem eigentlichen Titel viel besser entspräche.

Von Liszts musikalischen Nachfolgern ist in erster Linie Bartók hervorzuheben, der fast genau hundert Jahre später mit Unterstützung von Mäzenen wie Paul Sacher und Hans Reinhardt mehrere bedeutende Werke, darunter die *Musik für Saiteninstrumente, Schlagzeug und Celesta*, in der Eidgenossenschaft komponierte und an der Uraufführung der *Sonate für zwei Klaviere und Schlagzeug* in Basel mitwirkte.

Die Freundschaft der Mäzene erbte Bartóks Schüler Sándor Veres. Der am 4. März 1992 Verstorbene lebte seit 1949 in Bern, die Sommerferien verbrachte er aber oft in der Villa des Basler Professors Müller-Widmann, wo Bartók während seiner Schweiz-Aufenthalte stets untergekommen war. Während der Professor sich mit der Familie ins Ferienhaus am Sempacher See zurückzog, konnte sich Veres ungestört dem Komponieren widmen. (Und den Weinkeller ließ für ihn Professor Müller auch offen.) Veres schuf nun in Basel so wichtige Werke wie die *Klee-Phantasien*, zu denen ihn 1952 die große Paul-Klee-Ausstellung im Kunstmuseum inspirierte. Die Komposition für Streichorchester und zwei Klaviere, die von dem Berner Kammerorchester sowie von Veres und seiner Frau uraufgeführt wurde, dürfte als Prototyp jener internationalen, interdisziplinären Spiegelungen betrachtet werden, denen unser besonderes Interesse gilt.

* * *

Mit Bartók und Veres haben wir in der Chronologie einen Sprung über die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts gemacht, von der es, wenn die Zeit nicht so knapp wäre, freilich auch etliches zu erzählen gäbe.

Im 20. Jahrhundert kamen nun unverändert viele Ungarn in die Schweiz: die Schriftsteller Andreas Latzko, Emil Szittyta und Julius Hay, aus sehr unterschiedlichen Gründen, dann Endre Ady, der – unterwegs zwischen der Heimat und seinem geliebten Paris – in Rheinfelden eines der schönsten melancholischen Gedichte vom Altern schrieb (*Az ifjú Rajnánál, Am jungen Rhein*); Tibor Déry, der einige Monate zum Sprachlernen in einem St. Galler Internat weilte; und Albert Gyergyai, der endlose Gespräche mit der unbekannteren, aber allem Anschein nach sehr liebenswürdigen alten Dichterin Sophie Haemerli-Marti führte und zur Krönung seines Schweiz-Aufenthaltes Nobelpreisträger Carl Spitteler in Luzern aufsuchen durfte.

Es gab, wie immer, auch eine Bewegung in die entgegengesetzte Richtung. Denis de Rougemont suchte Babits auf; Albert Steffen sprach bei der Grundsteinlegung der Budapester Rudolf-Steiner-Schule 1929 die pathetischen Worte

Wir stehen da, die Stätte zu errichten,
die gottgewollten Erdenzielen dienen soll.
Voll Dankbarkeit

betreten wir den guten Grund der Erde,
mutvoll und herzlich bewegt
atmen wir die waltenden und heilenden Kräfte der Luft.
Treu des Geistes wahren Wegen
schauen wir im All das Licht der Welt¹⁰

– und Cuno Hofer wirtschaftete, fern vom Treiben der Welt und der Literatur, in der Nähe von Tokaj und führte endlose Prozesse gegen Schwiegervater Dessewffy, seinen „Schweizer Standpunkt“ auch in einer ungarischsprachigen Broschüre darstellend.

In jedem internationalen Kunstlexikon findet man Hinweise auf den in der Schweiz tätigen Typographen Imre Reiner und den Bildhauer Zoltán Kemény (wohl einen der unmittelbaren stilistischen Vorfahren von Jean Tinguely) – in der alten Heimat sind sie so gut wie unbekannt. Auch von Jenő Marton, der 1917 als Zirkusjunge in die Schweiz kam, wo er zunächst Schneider, dann Reklameberater, Filmregisseur und Kaufmann wurde und 1944 mit dem Roman *Jürg Padrun* über das Waldsterben den „Höhepunkt und Abschluß der Schweizer Heimatliteratur des Jahrhunderts“¹¹ schuf, hat hierzulande kaum jemand gehört.

Es sei nur noch – statt einer weiteren Aufzählung – auf etwas hingewiesen, was auf den ersten Blick kaum zu unserem Thema paßt, auf die von protestantischen und katholischen Geistlichen initiierte Hilfsaktion für ungarische Kinder nach dem ersten Weltkrieg. Von 1920 bis 1927 fuhren mehr als 10 000 Knaben und Mädchen für einige Monate zur Erholung zu eidgenössischen Familien. Nach dem zweiten Weltkrieg nahm man die Aktion wieder auf. Etwas ausschließlich Karitatives? Wer sich einmal mit einem der Teilnehmer (zum Beispiel mit meinem Kollegen László Tarnói, dem damals 38 – oder 30,8 – Kilo schweren kleinen Dolmetscher einer Gruppe) darüber unterhalten hat, versteht, wie tief die Begegnung mit Natur und Sprache, mit Schweizer Lebensweise und Alltagsdemokratie die Persönlichkeit dieser Menschen zu prägen imstande war.

* * *

Die Hilfsaktion wurde 1948 abrupt abgebrochen, sie war den hiesigen Behörden ein Dorn im Auge. Plötzlich befand sich Europa mitten im Kalten Krieg, die Schweiz auf jener, Ungarn auf dieser Seite des Eisernen Vorhanges. Im Bewußtsein des Durchschnittsschweizers gehörten wir wohl mit zu denjenigen, die in Pelzmütze mit rotem Stern an der Grenze standen und begierig darauf warteten, die eidgenössische Ruhe und Ordnung zu zerstören; für uns wiederum schien die Schweiz zwar keine so direkte Bedrohung darzustellen, doch sie gehörte zu einer fernen, unergründlichen, fremden Welt, die uns letztlich feindlich gegenüberstand.

Ein Indiz dafür schien die Fußballweltmeisterschaft 1954 zu liefern. Denn es liegt auf der Hand, warum wir das Endspiel gegen Deutschland verloren haben: weil unsere Fußballer vor dem Spiel nicht schlafen konnten. Vor ihrem Hotel in Solothurn übten die ganze Nacht Schweizer Jugendblasorchester für den Wettbewerb am darauffolgenden Tag. Dieses war der erste Streich der Schweizer. Zweitens sei der Bus der ungarischen Mannschaft von den Organisatoren nicht zum Stadion durchgelassen worden, so daß unsere Spieler bei strömendem Regen durch die Menge in die Kabine mußten und praktisch schon müde zum Spiel antraten. Und drittens: Der am Anfang des Turniers verletzte Puskás hätte im Finale nicht eingesetzt werden und dort eben ziemlich schwach spielen können (eine Auswechslung während des Spieles gab es damals noch nicht), wenn er nicht durch einen geheimnisvoll im Hotel auftauchenden Schweizer Schafhirt fit gemacht worden wäre. Soviel zur Verantwortung der Schweiz an unserer „Nationaltragödie“ 1954.

Zwei Jahre später kam die wirkliche Nationaltragödie. Die erregten Diskussionen, die unverzüglich eingeleiteten Hilfsmaßnahmen und die bereitwillige Aufnahme von Flüchtlingen zeigen, daß die Eidgenossenschaft wieder einmal imstande war, in einer kritischen Situation konstruktiv zu handeln. Der Titel der Ausstellung, mit der 1991 in der Berner ungarischen Botschaft das 700jährige Bestehen der Eidgenossenschaft gefeiert wurde, Dank der Schweiz, drückt die Gefühle jener 20 000 Menschen treffend aus, denen Helvetia großzügig ein neues Zuhause gewährte, wobei man gleich hinzufügen muß, daß sie offensichtlich auch keine schlechten Botschafter der ungarischen Kultur waren.

Im Bewußtsein der Schweizer kommt der Jahreszahl 1956 und all dem, was damit assoziiert werden kann, augenscheinlich eine große Bedeutung zu. In den Protokollen des Schweizerischen Schriftsteller-Verbandes stößt man genauso auf entsprechende Hinweise (auf den Appell vom 6. November und auf die Bonnard-Affäre) wie ein Jahrzehnt später in Diggelmanns skandalumwittertem Roman *Die Hinterlassenschaft*; selbst der abgedankte Oberleutnant der eidgenössischen Luftschutztruppen Adolf Muschg wird beim Anblick seines alten Zierdolchs, den er im Zeughaus abgeben muß, an den ungarischen Aufstand und die damalige gereizte Stimmung in der Schweiz erinnert. Er schreibt dazu in seinem neuesten Essayband:

Der dritte Weltkrieg kam dann doch nicht, obwohl die Russen marschierten. Ein Freiwilliger aus der Schweiz kam den Ungarn mit einem Karabiner zu Hilfe. Was folgte: Kádár, der Verräter, ein paar Jahre später Kádár, der Staatsmann, der den Gulasch-Kommunismus möglich machte, den Anfang vom Ende des Ostblocks.¹²

Es hängt auch weniger Bekanntes mit 1956 zusammen, zum Beispiel die literarische Tätigkeit von Markus Bieler. Der reformierte Pfarrer in Spiegel bei Bern begann unter dem Eindruck des Aufstandes Ungarisch zu lernen, und bald las, übersetzte und popularisierte er Attila József und Miklós Radnóti, schloß viele Freundschaften in Ungarn und tröstete sich kurz vor dem Krebstod noch mit den Zeilen von János Arany

Hisz szép ez az élet
 Fogytig, ha kíméled
 Azt ami maradt;
 Csak az ősz fordultán,
 Leveleid hulltán
 Ne kívánj nyarat.

die er so ins Deutsche übersetzte:

Schön ist ja das Leben
 bis in sein Verschweben.
 Nur zehre am Rest
 besonnen: erträume
 für herbstliche Bäume
 kein Sommernachtsfest.¹³

Hier wäre nun die Stelle, ausführlich über die moderne Literatur zu sprechen: über Autoren wie Walter Matthias Diggelmann, der nebst direkten Kontakten und literarischen Bearbeitungen ungarischer Themen auch publizistisch zu vermitteln suchte und unter anderem auf die Tätigkeit des Mitarbeiters der Schweizer Botschaft in Budapest Charles Lutz aufmerksam machte, der im zweiten Weltkrieg zahlreichen ungarischen Juden das Leben rettete; über literarische Gestalten wie die ungarische Skifreundin des Ich-Erzählers in Dres Balmers Roman *Mitteilungen aus den Anden*, die abenteuerlustige Schweizerin in einem Trivialroman von István Nemere und Julika bei Max Frisch, über die außerordentlich schöne und grenzenlos dumme Ungarin Myrrha, die die Titelgestalt des Romans *Martin Salander* von Gottfried Keller fast ins Verderben stürzt; über die Literaturrezeption hüben und drüben, mit all den unterschiedlichen Traditionen und Wirkungsmechanismen, über zufällige, unvermeidliche oder versäumte Übersetzungen und über Friedrich Dürrenmatt, dessen Werken in der allmählichen kulturellen Öffnung Ungarns nach 1956 eine eminente Bedeutung zukam.

Doch all das ist, wie der alte Briest bei Fontane sagen würde, „ein weites Feld“; wir kommen zum Schluß – zur Bilanz, die denkbar einfach ist. Im Laufe der Jahrhunderte (am wenigsten vielleicht noch in den letzten vierzig, fünfzig Jahren) lieferten die Schweiz und Ungarn ein schönes Beispiel für kulturelle und literarische Beziehungen zwischen mehr oder minder gleichbe-

rechtigten Partnern, den einen, die hier im Karpatenbecken zu Hause waren, und den anderen, die dort im Alpenland lebten, die ständig aufeinander achteten, sich aufsuchten und, wenn es sein mußte, einander halfen; es waren Kontakte, bei denen (trotz zwangsläufiger Disproportionen) niemand fragte, wer mehr Nehmer und mehr Geber sei, denn es kam nicht darauf an, sondern auf die Gegenseitigkeit, auf die Spiegelungen, von denen beide Seiten profitierten.

Es gilt nun, wieder an diese Tradition anzuknüpfen.¹⁴

Anmerkungen

- ¹ Vortrag, gehalten am 29. April 1992 im Rahmen der Schweizer Tage an der Eötvös-Loránd-Universität Budapest. – Vgl. zum Thema meinen Aufsatz: *Aus der Geschichte der kulturellen Beziehungen Schweiz-Ungarn*. In: *Südostdeutsche Vierteljahresblätter* Jg. 41 (1992), Bd. 3, S. 211-219.
- ² FRISCH, M.: *Ungarische Skizzen*. In: M. F.: *Gesammelte Werke in zeitlicher Folge*. Band 1. Frankfurt am Main 1976. S. 43.
- ³ KOSZTOLÁNYI, D.: *Sodjci terefere*. In: *Pesti Hírlap* vom 16. 10. 1927. Zitiert nach: D. K.: *Európai képeskönyv*. Budapest 1979. S. 139-141. — Übersetzung von mir. J. Sz.
- ⁴ BARTH, K.: *Offene Briefe 1945-1968*. Zürich 1984. S. 282 f.
- ⁵ WESSELÉNYI, P.: *Olaszthoni és Schweizi utazás 1842*. Budapest 1981. S. 340. – Übersetzung von mir. J. Sz.
- ⁶ Ebenda, S. 342.
- ⁷ Ebenda, S. 332.
- ⁸ [...] ich bin ja überzeugt davon, daß die helvetische Tugend in Gemeinden, die von Fremden seltener aufgesucht werden, sowie in größeren und reicheren Städten bei vielen in ihrer vollen Ausprägung erhalten ist – an den Landstraßen jedoch, wo es nur so wimmelt von Fremden, sind die Söhne Wilhelm Tells wegen der Kontakte und des leichten Geldgewinns äußerst mißraten." – Ebenda, S. 328.
- ⁹ Ebenda, S. 333.
- ¹⁰ Zit. nach: NAGY, M. v. / NAGY, N. CH.: *Über den Tod von Albert Steffen, Béla Bartók, H. D.* Bern und München 1978. S. 10.
- ¹¹ LINSMAYER, CH.: *Literaturszene Schweiz. 157 Kurzporträts von Rousseau bis Gertrud Leutenegger*. Zürich 1989. S. 258.
- ¹² MUSCHG, A.: *Die Schweiz am Ende, am Ende die Schweiz*. Frankfurt am Main 1990. S. 9.
- ¹³ Hinweise auf Markus Bieler, sowie den Text seiner Arany-Übersetzung verdanke ich Herrn Sándor Szénási (Bicske).
- ¹⁴ Die Arbeit entstand mit freundlicher Unterstützung der Schweizer Kulturstiftung *Pro Helvetia* und des Schweizerischen Nationalfonds.